

## Symposium der Friedensinitiative Linz

„Die Angst vor dem Fremden und das Zusammenleben  
in EUropa.“

Linz, am 21. Jänner 2011

### VORTRAG

#### **ABSTIEGSÄNGSTE, OHNMACHT UND TRÜBSINNIGE LEIDENSCHAFTEN**

Von Mag. Martin Schenk

##### 1. SOZIALE DISTANZ: Wo Armut macht fremd

„Ausländerfeindlichkeit“ hat nur indirekt mit „Ausländern“ zu tun. Ob Ottakring oder das „ausländerfreie“ Kaisermühlen in Wien, die Ablehnung ist gleich hoch. Im ehemaligen Ostdeutschland ist Ausländerfeindlichkeit um ein Wesentliches höher als in Westdeutschland. Nur gibt's im Osten kaum „Ausländer“. Ablehnung und „Ausländerfeindlichkeit“ sind Machtspiele um die Rangordnung in der Gesellschaft. Zum Ausländer wird, wer auf sozialer Distanz gehalten werden soll.

Fremdheit ist ja nicht eine Eigenart des anderen. Sie entsteht vielmehr dadurch, dass das andere als Fremdes wahrgenommen und anerkannt wird. Wer als „Ausländer“ definiert wird, ändert sich ständig. Vor 100 Jahren waren die MigrantInnen aus Böhmen und Mähren „die Ausländer“. Besonders beklagte man sich über ihre mangelnde Anpassung, ihre Rückständigkeit, die „dreckigen“ Wohnverhältnisse und ihre Herkunft aus der Landwirtschaft („Bauerntölpel“). Die Regeln, die „Ausländer“ unterscheidbar machen, sind:

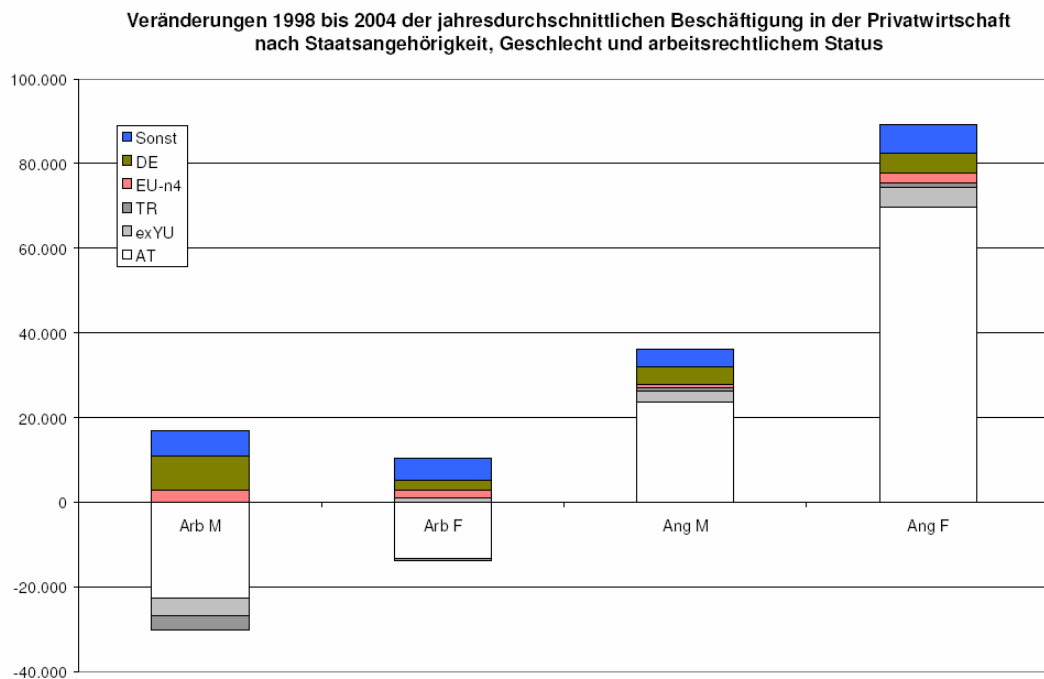
(a) Man erkennt sie am Gesicht. (b) Ausländer sind Personen aus den ärmeren und armen Regionen der Erde. (c) Je geringer das Bruttoinlandsprodukt des Herkunftslandes, desto größer die Ablehnung. (d) Je länger der soziale Unterschied im Zielland bestehen bleibt, desto größer die Ablehnung. Die Ablehnung steigt nicht mit der Zahl der „Ausländer“, sondern mit der Zahl der einkommensschwachen Ausländer-Haushalte. Das Merkmal zur Unterscheidung der Menschen in gute und schlechte ist: das Geld. Wer es hat, der ist kein Fremder, wem es abgeht, der wird zum Fremden. Wer auf Dauer „unten“ bleibt, ist fremder als jemand aus der derselben Herkunftskultur mit gehobenerem Lebensstil. So verstärkt sich Be-Fremdung: Der Sozialwissenschaftler August Gächter hat das in die Formel „Aussschließung macht arm, Armut macht fremd, Fremdheit macht Angst“ gebracht.

Das ist das Grundthema von Ängsten, Ablehnung, Feindlichkeit in den europäischen Wohlfahrtsstaaten: Es geht um die Aufrechterhaltung des sozialen Abstands zu den Dazugekommenen. In schwierigen und weniger schwierigen Zeiten ist das für alle erfahrbar durch die Sorge um den eigenen sozialen Status. Nicht das laufende Einkommen ist wichtig für den sozialen Status, sondern der Besitz an dauerhaften, somit herzeigbaren Konsumgütern. Dazu gehört besonders das, was man mit sich herumträgt: Kleidung, Uhr, Schmuck, Tasche, Handy. Und das, was man sieht: Fahrzeug, Lage der Wohnung, Möbel, Ausstattung der Küche etc. Dauerhafte Armut anderer wird im selben Maße wie sozialer Aufstieg von der jeweils bessergestellten Gruppe als Bedrohung interpretiert. So werden auch die Aufstiegsbemühungen von MigrantInnen misstrauisch beobachtet und als illegitim betrachtet: „Das kann ja nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.“

In den 1960ern und 1970ern kam die dritte Generation aus der Einwanderung von vor 1914 in der Mittelschicht an. Geboren so um 1930. Manche wurden gar Bundeskanzler. Heute steht der Aufstieg der Kinder und Enkel der Einwanderung der 1960er und 1970er auf der Tagesordnung.

Integration ist auch eine Frage sozialer Rangordnung. Zum Ausländer wird, wer auf Distanz gehalten werden soll. Je weniger sozialer Aufstieg, desto befremdender. Für alle.

Tabelle 1



Datenquelle: Hauptverband der Sozialversicherungsträger.

Was Integration heißt, ist ein Machtspiel, ein Positionsspiel. Ein guter Indikator dafür, auf welcher Position in der Gesellschaft ich mich befinde, ist die Arbeitssuche. Welcher Personengruppe wird bei Bewerbungsschreiben bzw –gesprächen der Vorrang vor einer anderen gegeben: Männer, bestimmtes Alter, Aussehen, Auftreten, Akzent. Die großen und die kleinen „feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982) werden da deutlich.

In den letzten Jahrzehnten gab es auf diesen Positionen stets eine „Verdrängung nach oben“ (Gächter 2007). Sozialer Aufstieg fand in die breiter werdenden Mittelschichten statt, es gab wenig Abstiege. Die Lücke „unten“ wurde durch neue Einwanderung gefüllt. Die Bildungsexplosion bei Frauen in den 70er Jahren ist auch dadurch möglich gewesen, dass „Ersatz“ am Arbeitsmarkt aus der Migration zur Verfügung stand.

In den Jahren 1998 bis 2004 wird der berufliche Aufstieg von MigrantInnen „jugoslawischer“ und „türkischer“ Herkunft aus dem Arbeiter- ins Angestelltenmilieu in Tabelle 1 sichtbar. Die frei werdenden Arbeiterjobs werden durch Zuwanderung aus Deutschland aufgefüllt. Integration ohne Neuzuzug kann es also nicht geben - außer um den Preis der Diskriminierung und Dequalifizierung derer im untersten Arbeitsmarktsegment. Ohne Zuwanderung müssen sie „unten“ gehalten und ihr Aufstieg behindert werden. Wenn es keinen geförderten und gewollten sozialen Aufstieg von Zugewanderten gibt, muss man Qualifizierte durch Diskriminierung dazu bewegen, dass sie die schlechter qualifizierten Tätigkeiten ausführen. Diese Tendenz in Österreich ist in Tabelle 2 ablesbar. In den letz-

ten Jahren verzeichnete Österreich eine höher qualifizierte Zuwanderung durch Flüchtlinge, die kaum wahrgenommen wird. Jedenfalls zeigt sich, dass Drittstaatsangehörige ihrer Ausbildung entsprechend um 30% mehr verdienen müssten, Eingebürgerte um 20%. Nach der erfolgten Dequalifizierung findet kein beruflicher Aufstieg mehr statt. Die Dequalifizierung nach der ersten Beschäftigung wird im Lebenslauf nicht mehr überwunden (vgl. Gächter 2007).

## 2. Kulturalistischer KURZSCHLUSS

Menschen ohne Bekenntnis haben höhere Bildungsabschlüsse als Katholiken in Österreich. Kulturalistischer Kurzschluss: Um ökonomisch fit für die Zukunft zu sein, müssten wir die Katholiken zurückdrängen, um die Bildungsquote zu erhöhen.

Die letzten Terroranschläge in Österreich wurden von einem Katholiken aus der Südsteiermark, Herrn Franz Fuchs, verübt und mit der Verteidigung des christlichen Abendlandes in den Bekennerbriefen begründet. Kulturalistischer Kurzschluss: Achtung vor der Gefahr christlichen Terrors in Österreich.

Patriarch ermordet Frau. Der Macho hat einen türkischen Namen. Kulturalistischer Kurzschluss: Das ist kein Mord, sondern ein Kulturdelikt. Macho hält Frau im Keller gefangen. Sein Name ist Fritzl oder Prikopil. Kulturalistischer Kurzschluss bleibt hier aus: ein verrückter Einzeltäter.

Wir nehmen uns die Kultur wie wir sie brauchen.

In einem lesenswerten Artikel im Magazin The New Republic bezeichnet der Nobelpreisträger und Wirtschaftswissenschaftler Amartya Sen diesen Zwang zur Eintopf-Identität als „pluralen Monokulturalismus“. Das meint, dass ganze Bevölkerungsgruppen von einer einzigen Kultur und einer einzigen Identität ausgehen, derer sich alle einzufügen haben. Sie kann durch Blut, Herkunft oder Religion bestimmt sein.

Menschen erwerben Rechte durch ihr Menschsein, nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Religion, Kultur oder Herkunft. Wird das umgedreht, schnappt die Kulturalismus-Falle zu. Sie definiert Zugehörigkeit völkisch. Einmal Ausländer immer Ausländer. Als was du geboren wurdest, das bist du. Sie fasst deshalb auch den Integrationsbegriff kulturalistisch. Der Zugang zu Wohnungen, die nicht feuchten Substandard darstellen, wird so als kulturelles Recht definiert - und nicht als soziales Grundrecht. Dasselbe bei Familienzusammenführung, Sozialhilfe, sozialen Aufstiegschancen, Mitbestimmung. So werden „Armländer“ immer zu „Rausländern“. Mit der Kulturalisierung des Integrationsbegriffs wird Österreich noch stärker als bisher als Abstammungsgemeinschaft statt als Republik definiert. Es ist interessant zu sehen, dass der Integrationsbegriff nur bei Migrantenkulturell codiert wird, während er in anderen Kontexten auf den Kern gleichberechtigter Teilhabe beschränkt bleibt. Der Sozialwissenschaftler Bernhard Perchinig weist darauf hin, dass Integration immer auf "die Teilhabe von vom Bildungszugang ausgeschlossenen Schichten oder auf die Verbesserung des Zugangs von Frauen zum Arbeitsmarkt konzentriert war, und auch in der Diskussion um die EU-Integration Österreichs ging es nicht um die "Anpassung Österreichs" an "europäische Werte", im Gegenteil, von überall war zu hören, dass die Besonderheiten des Landes geschätzt und gewürdigt werden.

Integration ist wörtlich übersetzt die Einbeziehung einzelner Teile in ein übergeordnetes Ganzes. In der wissenschaftlichen Debatte kommen mittlerweile Zweifel an der herrschenden Verwendung des Integrationsbegriffs auf. Denn die Vorstellung einer umfassenden Integration von Menschen in ein Gesellschaftssystem ist eine vormoderne Idee. Hier wurde die Zugehörigkeit von Personen zu einer bestimmten Gesellschaftsform – zu einer Familie, einem Dorf, zum Adel, Klerus oder Bauernstand bereits durch die Geburt

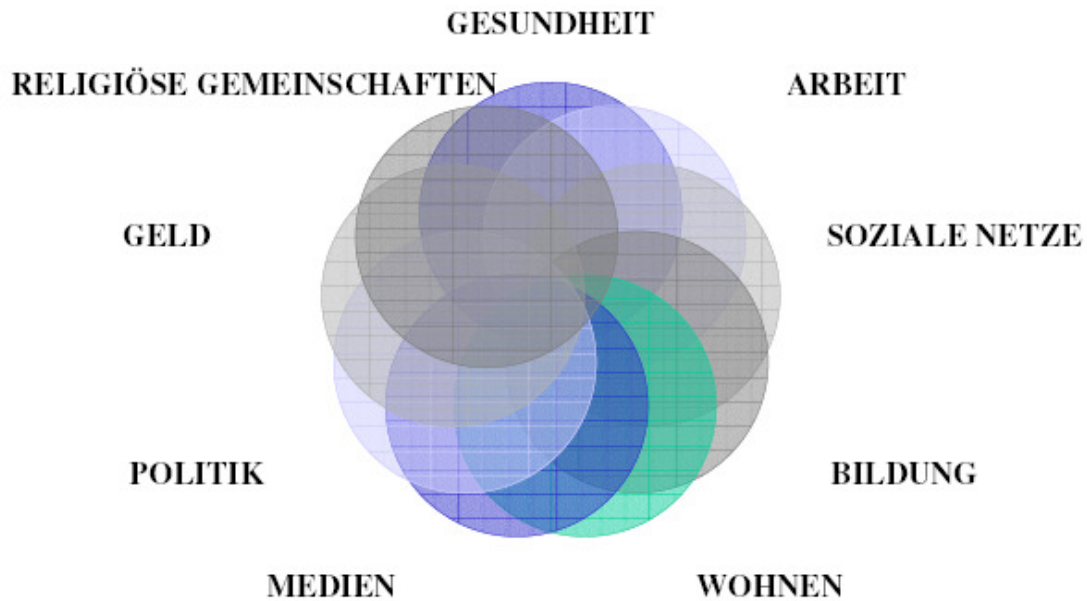
festgelegt und bestimmte die Lebenschancen der Menschen nachhaltig: Einkommen und Vermögen, Bildung, soziale Kontakte und Heiratsmöglichkeiten. Von gleichen Rechten, gleichen und gerechten Chancen ist da nicht die Rede.

Mit den modernen Demokratien veränderte sich der Anspruch an den Integrationsmodus grundlegend. Eindeutig geregelte soziale Zuordnungen wie Adel, Arbeiter oder Bauernstand sollen nicht die Zukunftschancen der Bürger und Bürgerinnen bestimmen, sondern individualisierte Teilhabemuster werden bedeutend. Die moderne Gesellschaft ist vielmehr darauf angewiesen, dass Personen *nicht* integriert, sondern teil- und zeitweise in die verschiedenen Gesellschaftssysteme einbezogen werden: Als Erwerbstätige und Konsumenten ins Wirtschaftssystem, als Lernende ins Bildungssystem, als Kranke ins Gesundheitssystem, als Wähler ins Politiksystem, als öffentliche Person ins Mediensystem, als Bürger ins Rechtssystem, usw. (Abb. 1). Um die Moralisierung und Kulturalisierung des Integrationsbegriffs zu vermeiden, spricht die Systemtheorie hier von Inklusion. „Drunten sein“ heißt „teilhaben“ an den Leistungen und Chancen der einzelnen Funktionssysteme unserer Gesellschaft. Teilhabe betont stärker die Mitbestimmung und die Handlungsressourcen, die Benachteiligten ein gutes Leben ermöglichen. Teilhabe bringt den Menschen als Akteur in den Blick. Neben „guter Inclusion“ und Teilhabe geht es aber immer auch um Aneignung.

Der religiöse Kulturalismus funktioniert so wie der völkische: Als was du geboren wurdest, das glaubst du. Menschen müssen aber die Freiheit haben, sich gegen (religiöse) Herkunft oder traditionsbedingte Vorgabe entscheiden zu können. Das ist Grundlage für die demokratische Verfasstheit einer Gesellschaft. Glaubende, ob sie zu Gott, Jahwe oder Allah beten, sind immer auch Frauen und Männer, Arme und Reiche, Privilegierte und Benachteiligte, Mächtige und Ohnmächtige. Das ist wichtig, weil es zeigt, dass wir als Menschen mehrere Identitäten mit unserer je eigenen Geschichte, unseres Geschlechts, unserer Schichtzugehörigkeit, unseres Berufes aufweisen. Und Menschen entscheiden können, dass ihre ethnische oder kulturelle Zugehörigkeit weniger wichtig ist als ihre politische Überzeugung, oder ihre beruflichen Zusammenhänge, oder ihre Rolle als Frau, oder ihre gewählten Freundschaften.

Die Kulturalisierung des Integrationsbegriffs dient dazu, nicht über Menschen- und Bürgerrechte reden zu müssen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass über Kulturen gesprochen wird, weil nicht über Menschenrechte gesprochen werden soll. Zwangsverheiratung ist dann nämlich Thema genauso wie die Menschenrechtssituation in der Schubhaft, sog. Ehrenmorde genauso wie Männergewalt in der

Abbildung 1: Systeme der Inclusion



---

Familie, mangelnde Bildungschancen genauso wie die fremdenpolizeiliche Trennung von binationalen Ehepaaren.

Der allorts veranstaltete "Dialog der Kulturen" ersetzt nicht die Diskussion über Menschenrechte, Frauenrechte, soziale Teilhabe und soziale Aufstiegschancen unabhängig von Herkunft. Und der Vertreter der islamischen Gemeinde spricht nicht für alle MigrantenInnen im Land, er ersetzt nicht die Stimmen aller anderen Zuwanderervereine, Migrantenverbände, Menschenrechtsgruppen, Minderheiteninitiativen; auch wenn er als solcher von offizieller Stelle -dem pluralen Monokulturalismus folgend- ständig angesprochen wird.

Der „plurale Monokulturalismus“ ist mittlerweile politischer Mainstream in Österreich. Genauo wie Kampfprogramm religiöser Fundamentalisten. Denn beide sind miteinander verfreundete Feinde.

### 3. Unterschicht, die Mittelschichtslüge, Ausschluss-Droge

Eine zentrale Kategorie ist dabei der Begriff der „Unterschicht“. Er hat in der aktuellen Diskussion einen neuen Ankick erhalten. Zum einen ist das gut, weil es klarstellt, dass es ein oben und unten gibt, Macht und Ohnmacht, mehr und weniger. In den 80er und 90er Jahren wollten uns ja viele Glauben machen, dass es nur mehr Lebensstile gibt und sich alle bloß dadurch unterscheiden, ob sie Volksmusik oder Underground hören, Lodenmantel oder Jacket tragen, Schweinsbraten oder Bio essen. Empirisch hat das nie gestimmt, stets waren sozialer Status, Einkommen, Bildung oder berufliche Position entscheidend für Chancen und Möglichkeiten in der Gesellschaft. Somit stellt die Feststellung einer „Unterschicht“ gesellschaftliche Realitäten richtig. Andererseits aber ist das kein unschuldiger Begriff, im Gegenteil er hat eine lange Geschichte. Gunnar Myrdal sprach 1962 zum ersten Mal von einer „underclass“. Er sah die gekündigten Arbeiter aussterbender Industrien in den USA, mit sinkendem Lebensstandard, an den sozialen Rand gedrängt. Underclass war bei Myrdal eine soziologische Kategorie – ohne morali-

sierende Beiklänge, ohne rassistische Untertöne und kulturelle Zuschreibungen. In den späten 60er Jahren erfuhr der Begriff eine stigmatisierende Umdeutung. Er wurde zum einen von politischen und ökonomischen Eliten moralisch aufgeladen, um soziale Unterstützung für die untersten Einkommensschichten zu denunzieren und zu kürzen. Zum anderen griffen ihn Interessensgruppen auf, um die Bürgerrechtsbewegung Martin Luther Kings, die immer stärker auch soziale Rechte einforderte, zu delegitimieren. Am Schluss blieb vom soziologischen Begriff der underclass die Karikatur des „faulen Negers“ über. Sozialwissenschaftler wie William Julius Wilson versuchten eine empirische und realistische Beschreibung von „underclass“ zu retten und sprachen von „ghetto poor“ oder „new urban poor“, aber die Sache war längst gelaufen. Die Geschichte der Armutsdiskurse besteht seit 100 Jahren in einem sich stets wiederholenden Prozess, „bei dem die jeweilige soziale Verlierergruppe eines grundlegenden sozialen Wandels für ihre verschlechterte soziale Lage selbst verantwortlich gemacht, beschimpft und herabgewürdigt wird“<sup>41</sup> In Deutschland taucht die „Unterschicht“, nicht zufällig, in Vorbereitung der Hartz-Reformen wieder auf.

## Die Mittelschichtslüge

Eine Linie. Am einen Ende stehen die Ärmsten, am anderen die Reichsten. Wenn man nun fragt, auf welcher Position dieser Linie sich die Reichen einschätzen würden, dann zeigen sie auf die Mitte. Fragt man die Ärmsten, wo sie sich selbst sehen, ordnen sie sich ebenfalls ein: in der Mitte. Das ist der Grund, warum sich die Figur der Mitte so gut eignet, die wahren Verhältnisse zu vernebeln.

Denn die Mittelschicht ist offensichtlich eine Sache des Standortes. Sie ist meist dort, wo die Meinungseliten sie haben wollen. Am liebsten bei 4000 Euro. Das ist das in Parlamentsreden und Chefredakteurskommentaren am häufigsten genannte Einkommen. Die Mitte wird tendenziell zu hoch geschätzt. In Wirklichkeit beträgt der Median - die Mitte - der Einkommen Angestellter 1995 Euro, von ArbeiterInnen 1605 Euro brutto. Nimmt man das Haushaltseinkommen, also das gesamte verfügbare Einkommen eines Monats, mit dem eine Person lebt, dann befindet sich die Mitte - der Median - bei 1478 Euro netto. Wenn Kommentatoren von der Mittelschicht mit 3500 Euro Einkommen schreiben, dann sprechen sie von 9,8 Prozent aller Einkommensbezieher. Das soll die Mittelschicht sein? Da gehen versteckte Interessen einer kleinen Minderheit ab durch die Mitte - und Omas und Häuslbauer werden verwendet, um die eigentlichen Interessen zu verschleiern. Nimmt man die Vermögen her, dann löst sich die Mittelschicht überhaupt in Luft auf. Die Konzentration ganz oben ist so hoch, dass die Mitte davon fast nichts mehr hat. 45 % haben hohe Immobilienvermögen, 48 % ganz wenig, und nur 7% stellen die mittlere Gruppe. Auch beim Geldvermögen ist die Mittelschicht am kleinsten, nur 15 %. Fast alles liegt in den Händen der obersten und reichsten 10 Prozent konzentriert.

Die Finanzkrise hat die Staatsverschuldung stark erhöht - und diese Kosten wird erneut allein die Mittelschicht tragen, wenn sie sich nicht aus ihrem verqueren Bündnis mit den Vermögenden löst.

Mittlere und untere Einkommen wurden immer stärker durch Massensteuern und den Faktor Arbeit belastet, während die obersten 10 Prozent entlastet wurden. Die Sparpakete streichen jetzt Familien- und Pflegeleistungen, die gerade auch die Mitte unterstützen. Von der ökonomischen Entwicklung haben im letzten Jahrzehnt besonders die obersten 10 Prozent profitiert, die untersten Einkommen haben verloren, und die Mitte wurde unter Abtriebsdruck gesetzt. Früher hatten die Eltern zu ihren Kindern gesagt, du sollst es einmal besser haben. Jetzt sagen sie, hoffentlich hast du es nicht schlechter.

So stimmt die Mittelschicht für Steuergesetze, die die Oberschicht einseitig privilegieren. Die Mittelschicht benimmt sich völlig irrational. Weil sie zu viel Energie in die Verachtung der Unterschicht steckt und dem fatalen Glauben anhängt, sie sei privilegiert. Diese Mit-

telschichtslüge liegt im Interesse von Leuten wie dem ehemaligen Banker Thilo Sarrazin. Sarrazin glauben heißt am eigenen Abstieg bauen. Die Folge: Die Reichsten rechnen sich arm, während die Armen reich gerechnet werden. Und die Mitte zahlt dafür.

Das ist eine Methode, um die Verteilungs- und Gerechtigkeitsdebatte nur „ganz unten“ zu führen. Die zehn Prozent der Bevölkerung mit den geringsten Einkommen und Chancen dürfen dann einander die Augen auskratzen. Wie in einem römischen Stadion werden sie aufeinander losgelassen. Der Rest kann zuschauen und sich ein bisschen fürchten – oder sich daran erfreuen, nicht zu „denen“ zu gehören.

### **Ideologien des Ausschlusses: Drogenwirkung**

Das Gefährliche an Ideologien des Ausschlusses ist, dass sie wie Drogen wirken. Hat man davon gekostet, verlangt man nach einer Steigerung der Dosis, um die anfängliche Wirkung zu erreichen. Genug ist nie genug. Das Publikum stumpft ab und muss mit einer neuen, höheren Dosis bei Laune gehalten werden. Diese sich selbst verstärkenden Effekte sind heute in Wahlkämpfen deutlich zu beobachten.

In den letzten Jahren wurde zwei ideologische Stränge miteinander verwoben. Die Sündenbockgeschichte mit ihrer Kernaussage „Wenn die nicht wären, wäre alles besser“, und die Ideologie der Gewinner: „Jeder kann gewinnen, wenn er nur will.“ Zum Gewinner blickt man nach oben, beim Sündenbock blickt man nach unten. Mit dem Gewinner ist man eins, den Sündenbock schmeißt man raus.

So ungefähr kann funktioniert Politik, die untere Einkommen immer mehr belastet und die Interessen „oben“ unsichtbar macht.

„Wenn die nicht wären, wäre alles besser“, Eine Gruppe finden, die an allem und jedem schuld ist. Schuld an dem, was schief läuft in einem Gemeinwesen. Und sich dann vorstellen, dass alles viel besser wäre, wenn die nicht mehr da wären.

Daran schließt die Ideologie der Gewinner unmittelbar an. Umgekehrt ausgedrückt: selber schuld, wer es nicht schafft. Diese Ideologie ist besonders wirkungsvoll, weil sie „Verlierer“ beschämt und „Gewinner“ bestätigt. Sie stützt die, die es geschafft haben, und hält die, die am Boden sind, still. An die „Verlierer“ ergeht die Aufforderung, fair zu bleiben, die Niederlage mit einer Gratulation an den „Gewinner“ hinzunehmen, sich schlussendlich mit diesem zu identifizieren. Das Leben – ein olympischer Gedanke. „Dabei sein ist alles“, aber bitte in der unteren Etage.

Der Sündenbock ist ein wichtiges Vieh im Stall der Mächtigen. Wenn die Arbeitslosigkeit steigt, wenn die sozialen Probleme zunehmen, wenn man das Ganze nicht mehr schönreden und wegreden kann, dann bleibt immer noch eines: Man öffnet die Stalltür und reitet den Sündenbock.

### **4. Soziale Distanz, Sozialer Abstand**

Je deutlicher nun die ehemals Marginalisierten sozial aufsteigen, desto verdächtiger sind sie, denn, laut der Logik des Vorurteils, können sie ihre Kenntnisse ja nur gestohlen haben. „Wenn du so bist wie wir, das weißt, was wir wissen, und das hast, was wir haben, dann kann das nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.“ Der hat ein super Handy und ein Auto? Da stimmt was nicht. Es ist typisch für Diskurse über weniger privilegierte Schichten, dass die dominante Perspektive deren Aufstiegserfolge hauptsächlich unter dem Aspekt von Illegitimität betrachtet. Das ist eine Doppelmühle. Denn wenn du in elenden Verhältnissen lebst, keine mit uns vergleichbaren Güter hast – dann bestätigt das nur unseren Blick, dass du selbst Schuld daran bist, wie es dir geht. Dein sozialer Aufstieg ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, an deinem sozialen Abstieg bist du selber Schuld.

Es geht um die Aufrechterhaltung des sozialen Abstands. Norbert Elias und John Scotson untersuchten in einer englischen Kleinstadt die soziale Gruppenbildung und stellten fest, dass eine scharfe Linie der sozialen Differenz zwischen den Alteingesessenen und einer Gruppe von Arbeiterfamilien gezogen wurde, die sich dort erst vor zwanzig Jahren angesiedelt hatte. Die Trennlinie verlief durch die Wohngegend, die Clubs und Kneipen, die Bekanntschaften und Freundschaften; sodass auch nach zwanzig Jahren nicht eine einzige Heirat zwischen Angehörigen der beiden Gruppen zustande gekommen war. Die Etablierten besetzten alle formellen und informellen Machtpositionen der Gemeinde und verteidigten sie unerbittlich gegen die Neuen. Im Zuge dieses Zusammenrückens und der Abwehr gegen die anderen wurden die anderen zu Fremden gemacht: Sie galten als die Unmoralischen, die Unsauberen, die Unordentlichen, die Gefährlichen. Die dominante Gruppe forderte allerdings von ihren Mitgliedern eine rigide Anpassung an ihre Gruppennormen in Form von Selbstdisziplin, Einheitlichkeit der Ansichten und des Lebensstils. Die Unterwerfung unter die Gruppennorm war gewissermaßen der Preis für den privilegierten Zugang zu Machtpositionen. Der Selbstzwang bietet Status- und Machtprämien zum Ausgleich für die auferlegten Versagungen.

### 5. Abstiegserfahrungen, Ohnmacht und Kränkung

„Die neue Armut schockiert auch deshalb, weil sie die Ideologien von Lebensplanung, wie sie sich seit den Zeiten des Wirtschaftswunders tradiert werden, durchstreicht. Denn das Wesen der neuen Armut besteht darin, dass sie ein Prozess der Verarmung ist. Schichten, die bislang für sich und ihre Kinder nur die Perspektive des Aufstiegs kannten, sind nun plötzlich mit dem Abgrund des Abstiegs konfrontiert. Die Kehrseite der allgemeinen Mobilität der Gesellschaft ist die Abstiegsmobilität. Früher hatten die Eltern zu ihren Kindern gesagt, du sollst es einmal besser haben. Jetzt sagen sie, hoffentlich wirst du es nicht schlechter haben.

In Interviews mit männlichen angelernten Arbeitern und Facharbeitern sowie prekär beschäftigten Frauen in einer Region mit hoher Arbeitslosigkeit kommen all die Begleitfolgen sozialen Abstiegs zum Vorschein: soziale Disqualifizierung, verletzte Gerechtigkeitsgefühle und Ohnmachtserfahrungen. Die Männer haben Entlassungen, Wiedereinstellungen und wieder Entlassungen erlebt. Die Frauen berichten von unsicheren, schlecht bezahlten Jobs, langen Phasen der Erwerbslosigkeit und der Schwierigkeit, Beruf und Familie zu vereinbaren. Die schwierigen Arbeitsbedingungen nehmen die Männer in Kauf für soziale Sicherheit, einen bescheidenen Wohlstand und soziale Anerkennung. Die Frauen sind stolz, alles zu schaffen, ein eigenes Einkommen und auch Zeit für die Kinder zu haben. Das Versprechen aber, dass Leistung und Arbeitseifer soziale Sicherheit und Anerkennung garantieren, ist ins Wanken geraten. Sie alle haben sozialen Abstieg erlebt: beruflichen Abstieg vom Metallarbeiter zum Straßenreiniger, Lohnverlust, erzwungene Frühpensionierung. Sie fühlen sich um das versprochene Lebenskonzept betrogen, das einen Tausch von harter Arbeit gegen bescheidenen Wohlstand und einen anerkannten sozialen Status vorsieht. Die Frauen haben immer in prekären Jobs gearbeitet, aber auch immer wieder einen Job bekommen. Diese konstanten Arbeitsmarktchancen im unteren Lohnsegment sind jedoch jetzt auch im Schwinden. „Wer nimmt mich mit über Fünfzig im Gastgewerbe, es wird immer schwieriger.“ Ohne Murren alles gemacht zu haben, zählt plötzlich nicht mehr. Die Vereinbarung, dass Fleiß und notwendige Unterordnung bei der Arbeit mit sozialer Sicherheit und Anerkennung belohnt werden, ist aufgekündigt. Ausbildung, Fleiß, Entsagungen, Treue – all das schützt nicht vor Abstieg. Das nehmen die Betroffenen als eklatanten Verstoß gegen die Fairness wahr, als eine tiefe Verletzung und Kränkung. All das löst schwere Ohnmachtsgefühle aus. Die Debatte über die Faulheit der anderen und die gleichzeitige Anrufung der Anständigen und Tüchtigen ist hier begründet. Die soziale Disqualifizierung von hunderttausenden



von Menschen wird nicht wahrgenommen. Ihre Situation wird heruntergespielt, mit leeren politischen Parolen wie „Arbeit um jeden Preis“ bedacht oder mit Sätzchen aus der Ratgeberprosa à la „stilvoll verarmen“ zugedeckt. Die Ignoranz rächt sich spätestens dann, wenn in dieser Arena des Kampfes um Anerkennung, die Demagogen und Hetzer das alleinige große Wort führen.

„Wenn das Versprechen gebrochen wird, lebst du weiter“, heißt es bei Bruce Springsteen, „aber es stiehlt etwas aus der Tiefe deiner Seele.“ Der versprochene Traum, dass alle gewinnen, wenn sie nur wollen, ist eine Lüge. Der Arbeiter in Springsteens Song schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, einmal dort, einmal da. „Ich folgte dem Traum, den die Leute am Fernsehschirm hochhalten“, sagt er. „Jeden Tag wird es härter, diesen Traum zu leben, an den ich glaube. Ich fühle mich, als würde ich den gebrochenen Geist aller tragen, die verloren haben.“

## 6. Trübsinnige Leidenschaften: Genießen verboten

Die Eifersucht sagt uns: „Der andere genießt auf unsere Kosten.“ Das heißt auch: Der andere genießt, obwohl ich es mir nicht erlaube. Eifersucht hat immer etwas mit Macht und Ohnmacht zu tun, und sie hat einen depressiv-aggressiven Grundton. Der Verzicht auf das, was man selber auch gerne hätte, bewirkt die Ablehnung des geliebten Objekts und seines Besitzers. Der Philosoph Spinoza hat diese verkleidete Lust in der offenkundigen Unlust als „trübsinnige Leidenschaft“ bezeichnet. „Daran zeigt sich auch der Grund, weshalb trübsinnige Leidenschaften immer aggressiv sind. Sie verbinden sich immer mit Projektionen, die das Glück anderswo ansiedeln als dort, wo es in verkleideter Form bereits erfahren wird.“

Ein E-Mail landet in meinem Postfach. Betrifft: Sendung gestern Abend. „Habe die Diskussion im Fernsehen gesehen“, schreibt Frau Waltraud V. „Meine Meinung ist, wer immer genug eingezahlt hat, bekommt auch im Alter genug zum Leben. Ist ja nur gerecht, wer immer brav arbeiten war und immer eingezahlt hat. Der Staat muss mich dann erhalten – auch solche Leute gibt es.“ Und weiter: „Bei mir war es so: Ich hatte eine Operation und wurde in die Pension geschickt. Grund: Man hatte keine Verwendung mehr für mich. Also gut, was sollte ich machen, aber der Gipfel war dann, man hat mir sechzehn Prozent abgezogen, da ich nur dreißig Jahre gearbeitet habe. Das hat auch keinen gekümmert, und ich war immer arbeiten und werde noch bestraft mit den Abzügen. Ich hab’ auch nur eine kleine Pension. Mir hat man gesagt, sie haben ja einen Mann, was für mich nicht gerecht ist, denn ich war ja arbeiten mein Leben lang bis zur Operation. Nur weil ich einen Mann habe, steht mir keine größere Pension zu?“

Das E-Mail endet mit zwei Sätzen: „Die wollen ja gar nicht arbeiten, und da sehe ich nicht ein, dass man so etwas unterstützt. Die lachen und sagen, wir bekommen eh alles, wozu soll ich arbeiten.“

In diesem Schreiben kommen die gesamten gesellschaftlichen Widersprüche zum Ausdruck, materialisiert in den Konflikten, in denen die Briefschreiberin sich befindet. Nur wer arbeitet, soll auch eine Pension bekommen, dekrediert Frau V. zu Beginn. Im Umkehrschluss deutet sie an, dass, wer das zu wenig getan hat, auch keine Pension bekommt. So ist das. Pech gehabt. Braucht sich keiner aufregen. Dann aber regt sich doch jemand auf. Und zwar sie selbst. Über die Tatsache, dass sie bis zu ihren gesundheitlichen Problemen gearbeitet hat, dann aber in Rente gehen musste und nun weniger bekommt. Was sie nicht fair findet und für sie auch zur Folge hat, von ihrem Mann abhängig zu sein. Lachen, das sie den Anderen zuordnet, würde sie wohl selbst gerne. Das Ent-eignete wird gegenüber einer als anders definierten Gruppe als Eigenes angesprochen.

Auf den Leserbriefseiten der Tageszeitungen finden sich Anklagen der Art: „Die Türken lümmeln in unseren Parks herum, wo früher kein Einheimischer den Rasen betreten durfte.“

Im besitzanzeigenden „unser“ positioniert sich der Einzelne als bestimmendes, über den Park entscheidendes Subjekt, im distanzierten „kein Einheimischer“ werden einmal die anderen als Nicht-Einheimische definiert, aber gleichzeitig wird benannt, dass andere das Verbot ausgesprochen haben, dem der Sprechende sich unterworfen hat. Es waren offensichtlich nicht wir, die entschieden, dass niemand unseren Park betreten sollte. Der Park wird gegenüber dem Fremden als Eigentum reklamiert, aber zugleich im Verhältnis zur eigenen Person als fremd angesprochen.

Man könnte sagen: Das ungelebte, für unmöglich gehaltene Leben wird von den Anderen gelebt und erscheint somit als möglich. Hier wird der Verzicht auf das, was man selber gerne täte, offensichtlich. Es ereignen sich zwei Dinge. Einerseits die Ausblendung des eigenen Wunsches, auch gemütlich im Gras zu sitzen, andererseits die Unterordnung unter die Instanz, die diesen Verzicht anordnet. Einerseits die Ausblendung der Erfahrung, dass mangelnde soziale Sicherung nicht von zu geringer „Arbeitsleistung“ abhängt, andererseits die Unterordnung unter die Instanz, die diese Einsicht verbietet. Und Lümmeln und Lachen tun nur die anderen. Das heißt auch: Der andere genießt, obwohl ich nicht darf.

Im Wohnungslosenheim begannen die Frauen ihre Wäsche aus dem Fenster im Hof zu hängen. Wütende Beschimpfungen der Nachbarn waren die Folge. Die Ablehnung entzündete sich an dem Punkt der im Wind flatternden nassen Kleidungsstücke. Nach einigen Monaten sah man die ersten ausziehbaren Wäschevorrichtungen auch vor anderen Fenstern. Dass es hier nicht vorrangig um Angst geht, ist offensichtlich. Die Wäsche im Freien zu trocknen, dürfte den Einheimischen vertrauter sein, als sie es sich eingestehen wollten.

Wer nicht genießt, ist ungenießbar. Ich verzichte auf das, was ich eigentlich gerne hätte oder gerne wäre, was mir gefällt, Spaß macht, ein gutes Leben ermöglicht – bin es aber gleichzeitig allen anderen neidisch, die sich das gönnen. Es handelt sich hier um ein eingesperrtes Genießen, um einen „autistischen“ Hedonismus, der beziehungslos bleibt. Dabei kommt das Genießen von seiner Begriffsgeschichte ganz woanders her: Das mittelhochdeutsche „geniesz“ bezeichnete eine „gemeinsame nutznieszung“. Der Genuss im ursprünglichen Sinne des Wortes ist nicht ein besonders einsamer, enger und konsumistischer Akt, sondern ein geteilter. Man genießt gemeinsam die Früchte der Erde. Das tut allen gut. Das Wort „genießen“ hängt schließlich auch mit „genesen“ zusammen. „Weil wir das, was wir wollen, selbst zu hassen begonnen haben, und es in diesem Hass verkleidet genießen, brauchen wir die Fiktion des anderen als eines echten Besitzers des Glücks, den wir dann genauso hassen wie dieses Glück. Denn wir dürfen uns ja nicht eingestehen, dass wir selbst den Hass auf das Glück dem Glück vorgezogen haben.“ Die eigene Ohnmacht produziert Machtansprüche gegenüber anderen Ohnmächtigen. Diese genießen in unserer Phantasie, was wir zu genießen wünschen, uns aber durch andere oder uns selbst verboten haben. Nur so kann man verstehen, warum Sozialhilfebezieher ihre 600 Euro geneidet werden.

Es geht um Macht und Ohnmacht. Bestimmte Gruppen von Menschen werden überflüssig. So können von dreien in einem Boot zwei mit Zweidrittelmehrheit beschließen den Dritten über Bord gehen zu lassen. Statt den Kurs zu wechseln. Alles soll anders werden, aber nichts darf sich ändern. Die Auflehnung *gegen* „die Mächtigen“ erscheint als Sehnsucht nach Anerkennung *durch* sie. Es ist ein medial angetriebenes Ringelspiel rebellierender Selbstunterwerfung. Es ist eine depressive Grundstimmung mit Hoffnung auf Erlösung.

Warum sind Ideen, die den Schwachen die Schwächsten zum Opfer darbringen, so erfolgreich? Weil sie Angst nehmen? Möglich, aber vielmehr noch, weil sie die Person, die andere abwertet, in eine Position der Stärke bringen. Wir ermächtigen uns damit selbst, über andere zu verfügen. Es geht um die Artikulation verletzter Gerechtigkeitsgefühle. Es geht um die Kontrolle des sozialen Abstands.

## 7. Schluss

Aus diesem Befund ergeben sich drei Perspektiven:

1. Nicht „Ängste und Sorgen“ nachplappern und damit die ganze Gesellschaft noch weiter neurotisieren, sondern Wünsche, Begehren, Lust freilegen, an den gefesselten Verwirklichungschancen, dem verbotenen Genuss ansetzen.
2. Kränkungen wahr und ernst nehmen – und nicht zukleistern, nicht mit Ignoranz oder trügerischen Hoffnungen antworten.
3. Menschen in eine Position der Stärke bringen. Selbstwirksamkeit und Ermächtigungen ermöglichen, Handlungsspielräume ausweiten.

### **Integrierter Ansatz: Von Schlüsseln und Schlössern**

Für die Reduzierung der Armut braucht es einen ganzheitlichen Approach, einen integrierten Ansatz, die Fähigkeit, in Zusammenhängen zu denken. Mit einseitig geht gar nichts. Mit einem Faktor allein tut sich kaum was. Erst das Zusammenspiel mehrerer richtig gesetzter Interventionen zeigt Wirkung.

So vermeiden zum Beispiel die höchsten Familiengelder allein Armut nicht, sonst müsste Österreich die geringste Kinder- und Jugendarmut haben; die hat aber Dänemark; mit einer besseren sozialen Durchlässigkeit des Bildungssystems, einem bunteren Netz von Kinderbetreuung wie auch vorschulischer Förderung und höheren Erwerbsmöglichkeiten von Frauen. „Arbeit schaffen“ allein vermeidet Armut offensichtlich nicht, sonst dürfte es keine Working Poor in Österreich geben. Eine Familie muss von ihrer Arbeit auch leben können. Und Anti-Raucher-Kampagnen allein vermeiden das hohe Erkrankungsrisiko Ärmere offensichtlich nicht, sonst würden arme Raucher nicht früher sterben als reiche Raucher. Deutschlernen allein reduziert Armut und Ausgrenzung allein offensichtlich auch nicht, sonst müssten die Jugendlichen in den Pariser Vorstädten bestens integriert sein, sprechen sie doch tadellos französisch, es fehlt aber an Jobs, Aufstiegsmöglichkeiten, Wohnraum, guten Schulen. Ein Schlüssel braucht immer auch ein Schloss. Die einen investieren nur in Schlüssel, die anderen nur in Schlösser, und dann wundern sich alle, dass die Türen nicht aufgehen.

---

### **Mag. Martin Schenk**

*Martin Schenk, geb. 1970, Studium der Psychologie an der Universität Wien, ist Sozial-  
experte der Diakonie Österreich und Mitinitiator der österr. Armutskonferenz. Seine  
Schwerpunkte sind welfare policy, Gesundheit und Menschenrechte. Schenk ist Mitinitia-  
tor zahlreicher sozialer Initiativen: „Hunger auf Kunst und Kultur“ (Kultur für Leute ohne  
Geld), „Wiener Spendenparlament“ (Stimmen gegen Armut), Verein Hemayat (Betreu-  
ung schwer Traumatisierter), „Sichtbar Werden“ (Armutsbetroffene organisieren sich);  
lange Jahre Arbeit mit Wohnungslosen, der Begleitung von sozial benachteiligten Ju-  
gendlichen und der Flüchtlingshilfe, Lehrbeauftragter am Fachhochschul-Studiengang  
Sozialarbeit am Campus Wien. Aktuell erschienen: Bei Deuticke „Es reicht! Für alle! We-  
ge aus der Armut“; im Studienverlag „Handbuch Armut in Österreich“; und im Mandel-  
baum Verlag „Abbilder der Folter. 15 Jahre Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen“.*

## Quellen:

- Bourdieu, Pierre (1982) Die feinen Unterschiede.
- Dimmel, Nikolaus / Heitzmann, Karin / Schenk, Martin (2009): Handbuch Armut in Österreich.
- Elias, Norbert und Scotson, John L. (1990): Etablierte und Außenseiter, S. 243.
- Flecker, Jörg und Krenn, Manfred (2003): Abstiegsängste, verletztes Gerechtigkeitsempfinden und Ohnmachtsgefühle – zur Wahrnehmung und Verarbeitung zunehmender Unsicherheit und Ungleichheit am Arbeitsmarkt.
- Gächter, August (2007): Richtig über soziale Mobilität reden. Arbeitspapiere Migration und soziale Mobilität Nr.4
- Liessman, Konrad Paul (1998): Neue Armut, Neuer Reichtum, in: Martin Schenk et al: Reichtum in Österreich, 1998, S.76
- Mayerhofer, Wolfgang Ludwig und Barlösius, Eva (2001): Die Armut der Gesellschaft, S.37
- Myrdal, Gunnar (1962): Challenge to Affluence.
- Pfaller, Robert (2000): Hurrah die Butter ist alle! in: Silvia Stoller et al (Hg): Philosophie in Aktion, S. 50
- Schenk, Martin und Moser, Michaela (2010): Es reicht! Für alle! Wege aus der Armut.
- Sen, Amartya (2009): Die Identitätsfalle
- Wilson, William Julius (1987): The Truly Disadvantaged.

## | Ergeht an.:

1. AbtL zE elektr
  2. AL zE elektr
  3. elektr. an
  4. VV an
  5. zA
  6. elektronische Dokument7
-